

Thorsten Krämer

Die Abkürzung

für Hung-min

I. Wuppertal – Combray

Lange Zeit habe ich geglaubt, es gäbe nur einen Weg nach Ronsdorf. Das Haus, in dem wir wohnten, lag an der Ronsdorfer Straße, und der Bus der Linie 620, der nach Ronsdorf fuhr, hielt genau am Ende des steilen Weges, der vom Haus nach unten zur Straße führte. Wann immer wir nach Ronsdorf fuhren, nahmen wir diesen Bus, und auch wenn uns jemand mit dem Auto mitnahm, war der Weg derselbe: die Ronsdorfer Straße hinauf, die wenige Höhenmeter nach unserer Haltestelle zur ausgebauten Bundesstraße wird und deren kurviger Weg bis rauf nach Lichtscheid führt, wie die Stelle auf dem höchsten Punkt heißt, gleichsam das Tor, durch das hindurch es dann nach Ronsdorf geht.

Manchmal knackte es sogar in meinen Ohren, wenn wir diesen Weg nahmen. In Ronsdorf selbst hatten wir stets nur zwei mögliche Ziele: Meine Tante H. oder meine Tante C. Zu beiden fehlte mir damals, als Kind, eine wichtige Information, die ich erst Jahre später erfuhr. So war der Mann, der bei Tante H. wohnte, gar nicht ihr Ehemann, sondern ihr Lebensgefährte – ein Wort, das man damals, in den 1970er Jahren, noch gar nicht kannte. Und Tante C. war nicht einmal meine Tante, sondern meine Cousine, aber aufgrund des großen Altersunterschiedes zwischen uns fing ich erst als Jugendlicher damit an, das „Tante“ vor ihrem Namen wegzulassen. An mei-

nem 18. Geburtstag erteilte sie mir dann auch ganz offiziell die Erlaubnis, sie nur mit dem Vornamen anzureden.

Genau genommen lag unser Haus nicht *an*, sondern *über* der Ronsdorfer Straße. Es gehörte der Versicherung, für die mein Vater als Hausmeister arbeitete, alle Wohnungen darin waren Dienstwohnungen. Am Nachmittag kamen die Angestellten der Versicherung an unseren Fenstern vorbei, der Weg zum Haus führte weiter bis zum Hauptgebäude. Es gab auch ein großes Parkhaus, auf dem ich im Sommer an den Wochenenden mit dem Nachbarsjungen die großen Wimbledon-Spiele von Björn Borg und John McEnroe nachspielte.

Vom Fenster meines Kinderzimmers konnte ich auf die Ronsdorfer Straße hinabschauen, die am Fuße eines steilen Abhangs etwa 10 Meter tiefer lag. Manchmal drohte meine Mutter damit, meine Sachen aus dem Fenster und also diesen Abhang hinunter zu werfen, wenn ich nicht endlich aufräumte – und nie gelang es mir, mich davon zu überzeugen, dass sie diese Drohung ja doch nicht wahr machen würde. An manchen Tagen, wenn ich es morgens beim Aufstehen selbst kaum geschafft hatte, mir einen Weg zur Tür zu bahnen, überfiel mich auf dem Nachhauseweg die plötzliche Angst, bei meiner Rückkehr ein leeres Zimmer vorzufinden, das Fenster noch weit geöffnet...

Der Blick aus diesem Fenster gab nicht viel her, bis ich eines Tages aufschnappte, dass es sich bei dem Haus auf der anderen Straßenseite um einen Puff handeln sollte. Ich weiß nicht mehr, wer davon sprach, aber er benutzte dieses Wort, das dem flachen Gebäude, das entfernt an eine mexikanische Hacienda (ein Baustil, den ich aus

„Western von gestern“ kannte) erinnerte, sofort eine besondere Aura verlieh. Erst jetzt fiel mir der Spiegel auf, der an der Außenwand befestigt war und es möglich machte, von einem Fenster im ersten Stock zu erkennen, wer geklingelt hatte. Ein Namensschild gab es nicht, das hatte ich beim Vorbeigehen schon festgestellt.

Leider gab es selten Gelegenheit, an diesem Haus vorbeizugehen, denn auf dem Schulweg blieb ich auf unserer Seite der Straße, und später, als ich aufs Gymnasium ging, stieg ich zwar auf der anderen Seite in den Bus ein, aber die Haltestelle lag genau dort, wo der Fußweg an der Straße mündete, so dass ich keinen Grund für einen Schlenker vorbei an dem merkwürdigen Haus hatte.

Um meine Beobachtungen voranzutreiben, blieben mir nur die Abende, an denen meine Eltern ausgegangen waren. In meinem dunklen Zimmer kniete ich auf dem Bett, dessen Fußende bis vor das Fenster reichte, und spähte hinab. Ganze Stunden verbrachte ich damit, darauf zu warten, dass jemand aus dem Haus kam oder es betrat, in der absurden Hoffnung, in dem Moment, in dem die Tür geöffnet wurde, einen kurzen Blick ins Innere des Hauses werfen zu können. Der Winkel war zwar sehr ungünstig, aber rein theoretisch war es möglich, zumindest die Person zu sehen, die den Gast empfing, im besten Falle also eine der Frauen, die dort arbeiteten.

Wenn ich heute daran zurückdenke, kann ich mich nur an ein diffuses rötliches Licht erinnern, das aus der geöffneten Türe fiel, und an einen Mann mit langen, fettigen Haaren, den ich einmal bei Tage dort hinein gehen sah. Ich bin nicht einmal sicher, ob es sich tatsächlich um ein Bordell handelte, oder ob es nur meine vorpubertäre

Fantasie war, die sich in meiner unmittelbaren Nähe einen Sehnsuchtsort geschaffen hatte, der mir half, die Zeit bis zum Erwachsenwerden schneller rumzukriegen.

Vielleicht war die Vorstellung vom Puff auf der anderen Straßenseite aber auch der Gegenpol zu einer anderen Fantasie, die mich in jener Zeit tagtäglich beschäftigte. Mein Schulweg führte die Ronsdorfer Straße in Richtung der Südstadt entlang, dabei musste ich den Verkehr irgendwann kreuzen. Die beste Stelle dafür war eine Unterführung, deren Zugang über eine Treppe zu erreichen war, die ihrerseits an einem teilweise bewaldeten Hang lag, der so genannte *Schwarze Mann*. Vom oberen Treppenabsatz führte ein Trampelpfad einige Meter ins beginnende Unterholz, und dort lag ein etwa Kindskopf großer Stein, dessen auffallende Maserung für mich nur einen Schluss zuließ: Das war kein Stein, sondern ein Klumpen Menschenfleisch, ein Leichenteil, das ein irrer Killer hier nur notdürftig versteckt hatte. Jeden Morgen und Mittag kam ich daran vorbei, und jedes Mal musste ich zwanghaft einen kurzen Blick darauf werfen. Manchmal zögerte ich auf den letzten Metern vor der Treppe, um dann doch zügig an der Stelle vorbeizugehen. Und dann, eines Tages, nahm ich all meinen Mut zusammen und folgte dem Trampelpfad bis zu dem Stein. Es war tatsächlich ein Stein, wie ich nun, fast schon ein wenig enttäuscht, feststellen musste. Danach war der Schulweg nicht mehr derselbe für mich.

Die Unterführung selbst war nur ein paar Meter lang, auf der anderen Seite führte eine andere Treppe wieder auf die Höhe der Straße. Eigentlich war es kompletter Unsinn, nicht einfach über die Straße zu gehen, aber zu

jener Zeit war die Angst der Eltern noch auf die Gefahren des Straßenverkehrs gerichtet – heute würde niemand seinem Kind nahe legen, lieber die dunkle Unterführung zum Wald hin zu nehmen. Erst später, als ich mit 16 das erste Mal allein nach Düsseldorf fuhr, warnte meine Mutter mich eindringlich davor, mich am dortigen Hauptbahnhof von fremden Männern ansprechen zu lassen...

Irgendwann, als ich in die vierte Klasse ging, hörte ich auf, die Unterführung zu benutzen, sondern überquerte oben die Straße. Selbst wenn ich wegen des Verkehrs ein wenig warten musste, bis die Straße frei war, ging das immer noch schneller.

Eine andere Abkürzung lernte ich erst viele Jahre später kennen, als ich zum ersten Mal mit meiner Schwester von Barmen nach Ronsdorf fuhr. Der Weg von uns nach Barmen führte die Talsohle entlang, und so schien es mir zwangsläufig, dass man, um von Barmen nach Ronsdorf zu kommen, erst nach Elberfeld und dann eben über die Ronsdorfer Straße nach Ronsdorf fahren musste. Umso erstaunter war ich, als meine Schwester, statt den Weg ins Tal einzuschlagen, den Berg hinauf fuhr – in langen Kurven immer höher, bis wir schließlich an jene Kreuzung in Ronsdorf kamen, die ich noch von den Besuchen bei der Verwandtschaft kannte – allerdings näherten wir uns diesmal von der anderen Seite! Es gab, so unglaublich mir das auch erschien, eine direkte Verbindung von Barmen nach Ronsdorf!

Diese Entdeckung machte mich geradezu schwindlig. So musste es den Menschen ergangen sein, als sie mit der kopernikanischen Wende konfrontiert wurden. Mein gan-

zes Weltbild kam ins Wanken. Wenn ich mich in solch einer basalen Angelegenheit dermaßen irren konnte, standen dann nicht alle meine Überzeugen auf überaus wackligen Füßen?

Lange Zeit kam ich mir wegen dieser Reaktion auf einen eigentlich recht simplen Sachverhalt, zu dessen Kenntnis ein Blick auf eine Karte von Wuppertal gereicht hätte, ziemlich blöde vor. Bis ich dann anfing, Proust zu lesen. Denn in der *Suche nach der verlorenen Zeit* begeht der Erzähler genau den gleichen Fehler: Er geht während seiner Kindheit und Jugend davon aus, dass zwar von Combray jeweils ein Weg nach Méséglise oder nach Guermantes führt – zwei Orte von ganz entscheidender, wenn auch sehr entgegengesetzter Bedeutung für den Erzähler – aber er ist überzeugt, dass man sich schon in Combray für eine der beiden Routen, oder besser: Welten, entscheiden muss. Erst Gilberte klärt ihn darüber auf, dass es sehr wohl eine direkte Verbindung zwischen den beiden Orten gibt. Eine beiläufig hingeworfene Äußerung mit Folgen – in den Worten Marcells: „ein Satz, der alle meine Kindheitsvorstellungen über den Haufen warf... Das war genauso, als hätte sie mir gesagt: ‚Wenden Sie sich nach links, dann nach rechts, und Sie werden an das Unerreichbare rühren.‘“

Das Unerreichbare – was ist das für eine Kategorie? Obwohl Marcel, als er von der Abkürzung erfährt, bereits erwachsen ist, hat er in dem Beispiel, das sein Erstaunen illustrieren soll, wieder den Horizont eines Kindes. Denn nur für das Kind ist das Unerreichbare eine ganz eigene Domäne, ein trotz seiner Unerreichbarkeit sehr realer Ort, von dem eine starke Faszination ausgeht. Das Be-

sondere der kindlichen Perspektive ist die Bündelung zum Abstraktum, das freilich als solches wiederum sehr konkret ist. Für den Erwachsenen sind es stets bestimmte Dinge, die unerreichbar sind – Reichtum etwa, eine bestimmte soziale Sphäre oder ein anderer Mensch, der begehrt wird – aber es gibt für den, der das Leben schon ein wenig länger kennt, nicht mehr *das* Unerreichbare. Schon allein der Pragmatismus, den die Notwendigkeit des alltäglichen Überlebens einfordert, verhindert die Bildung eines solchen Begriffes. Was nicht erreichbar ist, verliert an Bedeutung, es existiert irgendwann nicht einmal mehr. Für das Kind dagegen ist das Unerreichbare der stets gegenwärtige Horizont seiner besonderen Existenz – deren Vorläufigkeit angesichts der es umgebenden Erwachsenen ja nicht zu leugnen ist.

Daher dieses Erstaunen, das eigentlich mehr ein Erschauern ist. Aber ist mit dem Unerreichbaren nicht auch der Traum verknüpft, es eben doch erreichen zu können? Dass ausgerechnet Gilberte es ist, die Marcel über die vorhandene Abkürzung aufklärt, verleiht der Enthüllung noch besonderes Gewicht. Denn sie war es auch, die mit der obszönen Geste, die sie Jahre zuvor im Hof des Hauses, an dem der junge Marcel auf dem Weg nach Méséglise vorbeikam, schon einmal auf einen vermeintlich unerreichbaren Ort aufmerksam gemacht hat – den der Sexualität. Jene obszöne Geste verwirrt Marcel sehr, sie zieht ihn an und stößt ihn zugleich ab. Auch mich als Leser hat sie sehr beschäftigt, denn ich fragte mich, was genau damit wohl gemeint sein mochte.

Meine Ausgabe von „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“ stammt aus dem Buchclub, dem meine Eltern